

Lou Zucker

Clara Zetkin –
Eine rote Feministin

ISBN 978-3-360-01348-4

1. Auflage 2021 Verlag Das Neue Berlin
© Eulenspiegel Verlagsgruppe
Buchverlage GmbH, Berlin

www.eulenspiegel.com

Konzept und Gestaltung: Buchgut, Berlin
Redaktion: Shaya Zarrin

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch
auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**



Vorwort

6

»Ich kann nicht gegen
meine Überzeugung
handeln.«

12

Beefsteaks und
Mauselöcher

32

»... und noch dazu
eine Frau!«

56

»Heraus zum
Internationalen
Frauentag!
Nieder mit dem
Kriege!«

80

Gegen den Faschismus:
tot oder lebendig

126

Zeitleiste

146

Quellen

150

Vorwort

Der Feminismus ist innerhalb weniger Jahre vom Coolness-Level von Wollsocken und Dinkelnudeln aufgestiegen zu etwas, womit man seinen Instagram-Account schmücken, sein Unternehmen als tollen Arbeitsplatz präsentieren, sein Produkt verkaufen kann.

Das ist erst einmal großartig. Die Bewegung ist so einflussreich geworden, dass nicht einmal mehr die PR-Abteilungen großer Firmen an ihr vorbeikommen. Clara Zetkin würde trotzdem nichts davon feiern – nicht solange sich nicht die Lebensbedingungen der Arbeiterinnen, der am stärksten ausgebeuteten Frauen weltweit verbessert haben. Auch ich will mehr als glitzernden Karrierefeminismus. Ich will nicht nur, dass »Power to the Girls« auf H&M-T-Shirts steht, ich will auch faire Arbeitsbedingungen für die Arbeiterin, die es in Bangladesch genäht hat.

Ich will nicht nur mehr Frauen in Führungspositionen, ich will einen würdigen Lohn, Absicherung und Mitbestimmungsrechte für prekär Beschäftigte.

Das sind übrigens meistens Frauen: Jede vierte Frau im Haupterwerbsalter bekommt Niedriglohn, bei den Männern ist es nur jeder zehnte. Ich will arbeiten und finanziell unabhängig sein und dabei nicht darüber nachdenken müssen, ob ich das mit einer Familie vereinbaren kann oder ob ich es schaffe, zusätzlich noch unrealistischen Schönheitsidealen zu entsprechen. Gleichzeitig will ich nicht in einem System leben, in dem ein Unternehmen über den Großteil meiner Zeit, meiner Kreativität, meiner Lebensenergie verfügen kann.

Ich will auch nicht, dass die finanzielle Unabhängigkeit weißer Frauen durch die Ausbeutung von Migrantinnen und Frauen of Color erkaufte wird. Freiheit, die auf der Ausbeutung Anderer beruht, ist keine Freiheit. Und Feminismus, der nicht für alle Frauen und Queers kämpft, ist kein Feminismus.

Ich wünsche mir eine feministische Vision, die Emanzipation für die ganze Gesellschaft zum Ziel hat. Die internationalistisch denkt und sich mit Befreiungskämpfen weltweit solidarisiert. Clara Zetkin hatte so eine Vision.

Würden wir uns heute begegnen, würden wir uns bestimmt über vieles streiten. Trotzdem habe ich in ihrer Geschichte viel Inspiration für meine Generation von Feminist:innen gefunden.

Dazu gehört zum Beispiel die Erkenntnis, dass bürgerliche Frauenbewegungen niemals für die Interessen aller Frauen kämpfen werden. Dass politischer Kampf Zeit und

Energie benötigt – welche Arbeiterinnen oft fehlt, vor allem, wenn sie sich nach ihren anstrengenden Schichten noch um Haushalt und Kinder kümmern müssen. Dass es deshalb notwendig ist, die Arbeitsbedingungen zu verbessern und die Care-Arbeit gerechter aufzuteilen.

Wir können von Clara Zetkin lernen, wie wichtig finanzielle Unabhängigkeit für Frauen ist, wie wichtig es ist, die eigene Persönlichkeit frei entfalten zu können und dass nur auf diesen Grundlagen Liebe und Gleichberechtigung in Beziehungen zwischen Frauen und Männern möglich ist. Wir können Clara Zetkin als Vorbild nehmen, um uns gegen antifeministische Männer in unseren eigenen Reihen aufzulehnen, uns mit anderen Frauen zu verbünden, internationale feministische Bündnisse zu schmieden und Faschismus frühzeitig zu erkennen.

Clara Zetkin kann uns zeigen, wie wichtig es ist, jede materielle Sorge jeder Arbeiterin ernst zu nehmen. Wie man nicht nur mit Fabrikarbeiter:innen, sondern auch mit prekären Künstler:innen und Intellektuellen spricht – ja, mit allen, die ihre Arbeitskraft verkaufen müssen. Und dass ihre Vision nur wahr werden kann, wenn all diese Gruppen gemeinsam für ein System ohne Ausbeutung kämpfen.



Clara Zetkin, 1920

»Ich kann nicht gegen
meine Überzeugung
handeln.«

Leipzig, 1878

»Ist es hier?«,
flüsterte Clara.
Es gab eigentlich
keinen Grund zu
flüstern, die Straße
war dunkel und
menschenleer.
Warwara war vor
der schief hängen-
den Holztür einer
kleinen Schuster-
werkstatt stehen
geblieben. Drinnen
war alles dunkel.

»Es ist dahinter, in der Wohnung vom Schuhmacher«, erklärte Warwara und klopfte dreimal an die Tür. Nichts passierte. Sie klopfte noch einmal, lauter dieses Mal. Dann hörten sie von drinnen Stimmen, Lachen und Schritte, die näher kamen.

»Na, wer ist da?«, fragte eine raue Männerstimme.

»Ich bin's, Warwara. Ich habe eine Freundin mitgebracht.«

In der Tür erschien ein rundes, von scharfen Falten durchzogenes Gesicht mit einem breiten, zahnlückigen Lächeln. Es erinnerte Clara an die Gesichter der Weber aus ihrem Dorf. Und doch war es ganz anders: Der Schuhmacher blickte offen geradeaus und nicht zu Boden wie die Männer, die früher an der Tür geklopft hatten, um sich Geld von ihrem Vater zu leihen. Die Witwenrente, die Claras Mutter aus seiner Arbeit als Dorflehrer erhielt, reichte hier in Leipzig kaum für die Familie. Aber in Wiederau unter den Weberfamilien hatte Clara sich immer so gefühlt, als wüchse sie in unerhörtem Reichtum auf. Ein Übelkeit erregendes, klebriges Gefühl.

»Eine Freundin!«, strahlte der Schuhmacher, ließ seine schwere Hand auf Warwaras Schulter fallen und streckte sie dann Clara entgegen. Sein Händedruck war wie ein Schraubstock. Sie war froh, dass die beiden anderen das Reden übernahmen.

»Wie heißt sie denn, deine Freundin?«

»Das ist Clara«, antwortete Warwara.

»Eine Deutsche!«, stellte der Schuhmacher überrascht fest.

»Na, da sind wir ja schon zwei, junge Dame. Immer herein-spaziert in die gute Stube.«

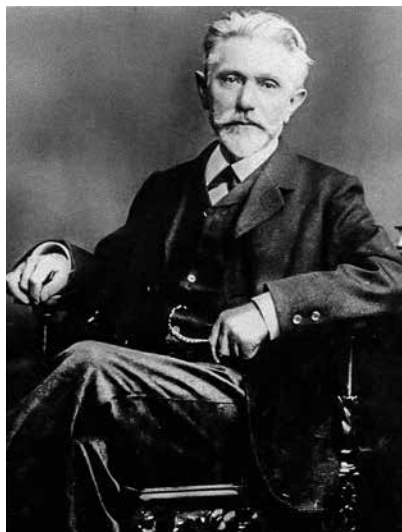
Sie durchquerten die kalte, dunkle Werkstatt, in der es stark nach Leder und Klebstoff roch, dann öffnete der Schuhmacher die Tür zu seiner Wohnung und es wurde warm, hell und laut: Etwa acht junge Leute saßen um einen wackligen Tisch herum, auf dem Tabakkrümel, Bücher, Zeitungen und halbleere Biergläser standen, russische Gesprächsfetzen, durchzogen von ein paar deutschen Wörtern, flogen durch den Raum mit dem abblätternen Putz, dichter Zigarettenrauch löste den Klebstoffdunst ab, im Ofen knackte das Feuer. Als der Schuhmacher eintrat, schwenkte das Verhältnis von russischen und deutschen Wörtern um. Nun konnte auch Clara folgen – zumindest sprachlich.

Es ging um Tschernischewskis Roman »Was tun? Aus Erzählungen von neuen Menschen«, um die Frauen darin, die

sich ihre Partner selbst aussuchten, die keine Ehe eingingen, gebildet waren und wirtschaftlich unabhängig. Dann ging es um die Frage, ob die Revolution in Russland von den Bauerngemeinschaften ausgehen könne, um die revolutionären Ideen Lassalles, der den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein gegründet hatte, und dann darum, was sie von August Bebel und Wilhelm Liebknecht von der Sozialistischen Arbeiterpartei hielten. Clara hatte heimlich ein paar Parteizeitungen gelesen, die ein Freund ihrem Bruder mitgebracht hatte. Ihre Wangen glühten, ihre Poren sogen jedes Wort auf.

Es wurde später und später. Clara wusste, was sie erwarten würde, wenn sie mitten in der Nacht nach Hause käme. Was sollte sie sagen, wo sie gewesen war? Bei einer Gruppe politischer Flüchtlinge aus Russland, die die Revolution planten? Schlimmer noch, bei einem geheimen Treffen von »Nihilist:innen«, die im Ruf standen, skandalöse Vorstellungen von Ehe und Geschlechterverhältnissen zu haben! Genau das würde sie sagen. Wenn sie nichts sagte oder sich eine Ausrede ausdachte, würde ihre Mutter denken, sie sei bei einem Mann gewesen, und das wäre sicher am allerschlimmsten. Ihre Mutter war außerdem die Letzte, die ihr diesen Umgang verbieten konnte, sie, die sie selbst immer von der Emanzipation der Frauen sprach und sogar einen Ortsverein des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins gegründet hatte.

Irgendwann fing jemand an zu singen. Sofort stimmten die anderen ein. Alle kannten den Text auswendig, mit allen Strophen. Warwara kannte das Lied ebenfalls, zwischendurch übersetzte sie für Clara die ein oder andere Liedzeile. Es hatte etwas mit Liebe und Revolution zu tun und damit, für seine Ideale zu leben und zu sterben. Nach zwei Strophen kannte Clara den Refrain und sang mit ihrer vom Kirchenchor geschulerten Stimme mit – auf Russisch, ohne wirklich zu verstehen, was sie da sang. Alle lachten und freuten sich.



August Bebel, 1898

Als der Schuhmacher auf der kleinen Bank neben dem Herd zu schnarchen begann und Clara und Warwara sich verabschiedeten, bekam Clara von Sophie Goldfriedrich ein Buch von Lassalle in die Hand gedrückt, und Iwan Jakoblewitsch sagte:

»Wollt ihr wiederkommen? Dann müsst ihr den Schwur ablegen!« Er schien Alkohol gewohnt zu sein und lallte nur wenig. Sophie versuchte, ein Schmunzeln zu verbergen.

»Schwört«, sagte Iwan mit feierlicher Stimme, »dass ihr der Revolution treu bleiben und jederzeit kommen werdet, wenn ich euch auf die Barrikaden rufe!«¹

Clara und Warwara schworen.

»Nun ja, bei unserer Clara hier müssen wir vielleicht milder urteilen, wenn sie den Schwur nicht hält«, sagte Iwan zu seinen Freunden gewandt und lachte. »Sie ist ja eine Deutsche.«

Er konnte nicht wissen, dass Clara sich selbst gegenüber nur selten milde urteilte.

Clara schrieb sich im Arbeiterbildungsverein in einem Abendkurs für politische Ökonomie ein. Sie las alle Bücher, die ihre neuen Freund:innen ihr liehen. Sie ging mit ihnen zu Versammlungen der Sozialistischen Arbeiterpartei. Und natürlich ließ sie kein Treffen der russischen Nihilist:innen aus.

Ihre Mutter war der Verzweiflung nahe. Sie war mit der ganzen Familie nach Leipzig umgezogen, hatte all ihre Kontakte aus dem Frauenverein spielen lassen, um Clara eine gute Bildung zu ermöglichen – obwohl sie ein Mädchen war. Sie hatte Clara im renommierten Lehrerinnenseminar von Auguste Schmidt unterbringen können, hatte ein Stipendium für sie eingeworben. Clara wurde sogar zur Lieblingsschülerin der Direktorin. Und nun, so kurz vor dem Examen, das:

Das Mädchen trieb sich in schlechter Gesellschaft herum, kam mitten in der Nacht nach Hause und stank nach Rauch. Statt fürs Examen zu lernen, las sie ... was auch immer sie da las.

¹ Abgewandeltes Zitat aus: G.G.L. Alexander: Aus Clara Zetkins Leben und Werk, Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten, Berlin 1927, S. 5.

2 Proletarische Frauen, die die Pariser Kommune im Mai 1871 unterstützten, wurden in der damaligen Presse beschuldigt, mit Molotowcocktails massenhaft Brandstiftung begangen zu haben. Sie wurden mit dem Wort »Petroleusen« verunglimpft, das sich auf das Petroleum bezieht, mit dem sie angeblich die Brände auslösten.

Dies war nicht der Zeitpunkt für jugendliche Dummheiten. Clara war jetzt einundzwanzig Jahre alt, weder besonders hübsch noch aus besonders gutem Hause, so dass sich Josephine Eißner keine Hoffnungen auf eine gute Partie für ihre Älteste machte. Und allein schaffte sie es einfach nicht mehr, für die drei Kinder zu sorgen. Clara musste endlich Geld verdienen – oder zumindest aufhören, den Ruf der Familie zu beschmutzen.

Auguste Schmidt, die Leiterin des Styberschen Instituts, in dem die jungen Lehrerinnen ausgebildet wurden, fühlte sich persönlich verraten. Clara war ihre beste Schülerin. Lange hatte sie nicht mehr solch einen Wissensdurst, so viel Fleiß, Ehrgeiz und Hingabe bei einer jungen Frau erlebt. Auguste Schmidt hatte sich ihr Leben lang für die Bildung von Mädchen eingesetzt, hatte den Allgemeinen Deutschen Frauenverein mitgegründet und das Lehrerinnenseminar, alles nur, damit kluge, fleißige Mädchen wie Clara sich weiterentwickeln konnten. Und wie dankte sie es ihr? Sie wurde Sozialistin, gehörte nun zu diesen schlimmen »Petroleusen«², die in Paris alles in Brand gesteckt hatten. Als sie Clara jedoch zur Vernunft bringen wollte, war alles, was sie aus ihr herausbekam: »Ich kann nicht gegen meine Überzeugung handeln.«

Die Leute standen in zwei Reihen entlang der Wände im Vortragssaal des Arbeiterbildungsvereins. Selbst vor den Fenstern drückten Kinder und ein paar Erwachsene ihre Wangen an die Scheiben, um einen Blick auf Wilhelm Liebknecht zu erhaschen, der vorne am Pult noch mit seinen Notizen raschelte. Clara, Warwara und Sophie hatten einen Stehplatz nahe der Tür ergattert. Als das allgemeine Gemurmel leiser wurde, erschien ein junger Mann mit hohen Wangenknochen und dunklem Vollbart im Türrahmen.

»Ossip!«, flüsterte Sophie, tauschte ein paar Worte auf Russisch mit ihm und winkte ihn heran. Die drei jungen Frauen rückten zusammen, um Sophies Bekanntem einen weiteren Stehplatz an der Wand frei zu machen. Ossip fädelt seinen langen, schmalen Körper in die noch schmalere Lücke neben Clara ein, dann begann Wilhelm Liebknecht zu sprechen.

Es ging um die Pariser Kommune. Claras Herz klopfte – sie hoffte, dass das aus Begeisterung für den Kampf der Pariser Bevölkerung geschah und nicht etwa, weil der Arm

von diesem Ossip im überfüllten Vortragssaal so nah an den ihren gedrückt wurde. Sie konnte spüren, dass nur wenige Millimeter Luft zwischen ihren Händen liegen mussten. Sie achtete darauf, sich nicht zu bewegen, aus Angst, aus Versehen gegen seine Hand zu stoßen oder aber diesen zarten Abstand zu vergrößern. Seine Jacke roch nach frischen Holzspänen.

Sie wollte so gerne noch einmal einen Blick auf ihn werfen, doch es wäre viel zu auffällig gewesen, sich zu ihm umzudrehen. Minuten vergingen. Liebknecht sprach davon, wie wichtig die internationale Solidarität zwischen deutschen und französischen Arbeitern war. Dann traute sie sich doch. Ossips Blick war voller Konzentration auf Liebknecht gerichtet, und es schien, als würden dessen Worte von Ossips dunkelbraunen, fast schwarzen Augen eingesogen, dort in Gedankenströme einfließen und Wellen schlagen. Clara musste aufhören, ihn anzustarren, bevor er es merkte, jetzt – zu spät. Ossip blickte zurück, nur ganz kurz. Clara wandte das Gesicht ab, wie von einem Elektroschock getroffen. Das Blut schoss in ihre Wangen, sie starrte den Rest des Vortrags in Richtung Liebknecht, konnte aber nur Ossips Augen sehen und die Holzspäne riechen und sich ausmalen, wie lächerlich er sie finden musste, so ein junges Mädchen, das bestimmt keine Ahnung von den sozialistischen Theorien und der Pariser Kommune hatte und ihn noch dazu so anglotzte.

Nach dem Vortrag standen die vier noch eine Weile zusammen vor dem Eingang des Arbeiterbildungsvereins und unterhielten sich in einer Mischung aus Russisch, Deutsch und Englisch über das, was sie gehört hatten. Sie hätten sich die Mühe sparen und einfach Russisch reden können. Es unterhielten sich nämlich nur Sophie, Warwara und Ossip. Clara betrachtete ihre Schuhspitzen und flehte ihr Gehirn an, auf irgendeinen besonders klugen Gedanken zu kommen, den sie beisteuern konnte. Bevor es dazu kam, verabschiedete sich Ossip – und lud die drei zum nächsten Treffen seines Studentenvereins ein: am kommenden Mittwoch um 19 Uhr an der Universität Leipzig.

Als es endlich Mittwoch wurde, war Sophie mit ihrem Mann bei Freunden eingeladen, und Warwara musste zu Hause bleiben und für das Examen lernen.

»Wo willst du denn schon wieder hin, junge Dame!«, empörte sich ihre Mutter, als Clara versuchte, sich um

halb sieben unauffällig aus der Tür zu schleichen. »Und noch dazu so aufgetakelt! So gehst du mir nicht aus dem Haus!«

Clara hätte sagen können, sie sei mit Warwara zum Lernen verabredet. Oder sie habe eine Sonderstunde mit Auguste Schmidt vereinbart. Doch sie konnte es nicht. Schon wenn ihre Eltern sie früher dabei erwischt hatten, wenn sie heimlich nachts am Kaminfeuer las, oder wenn sie mit schmutzigen Kleidern nach Hause kam, weil sie mit Heinzi und Albert von nebenan gerauft hatte – sie hatte sich nie eine Ausrede ausdenken können.

»Doch Mama, ich gehe jetzt«, sagte sie. Ihre Mutter begann zu fluchen, holte mit der Hand aus. Clara wich ihr aus, rannte nach draußen und fragte sich den ganzen Weg zur Uni, ob sie wirklich zu aufgetakelt sei.



Bebel.
Tölcke.

Marx.

Liebknecht.
Lassalle.

Gründer und Führer der sozialdemokratischen Partei.

Köpfe der frühen deutschen Arbeiterbewegung: August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Karl Marx, Carl Wilhelm Tölcke, Ferdinand Lassalle